

Edzard Schaper
Wagnis der Gegenwart

An Kreuzwegen christlicher Geschichte

Kreuz-Verlag Stuttgart · Berlin 1965

Die Revolution gegen die Reformation

Täufer und Wiedertäufer

In einer abseitigen Ödland-Gemarkung der Herrschaft Wüstenfelde in Holstein, welche zum Besitz eines als rücksichtslos und grausam verschrienen, aber auch listenreich auf seinen Vorteil bedachten Landedelmanns gehörte, lag in einer kleinen Hütte, welche die Neusiedler in der Nachbarschaft unlängst für ihn erbaut hatten, während des sehr kalten Winters, mit dem das Jahr des Herrn 1559 hereingebrochen war, ein Mann im Sterben, zu dem die Nachbarn, da es dämmerte und sie ihr Tagwerk draußen nicht mehr verrichten konnten, als Nothelfer von allen Seiten her gingen, mit der Hoffnung, ihm zum Letzten beistehen zu können, denn sie liebten und achteten ihn sehr. Er war seit Jahrzehnten das Oberhaupt ihrer Gemeinschaft, so daß nach seinem Vornamen Menno der Geist sie alle beim Namen rief und sie sich freudig als „Mennoniten“ bekannten. Es war noch gar nicht so lange her, daß er, aus der Hansestadt Wismar am Baltischen Meere vertrieben, zu ihnen gezogen war und sie ihm auf seine alten Tage die jetzt im Schnee halb versunkene Hütte gebaut hatten. Doch von Flandern bis zur Weichsel und noch höher hinauf nach Livland, übers Meer bis zur Insel Gotland, auf der ganzen „Pfaffengasse“ zwischen dem Schwarzwald und den blauenden Vogesen, in Schwaben, in Bayern und Mähren kannte man seinen Namen und in seinem Namen auch sie, die Mennoniten: Knechte Gottes und geistliche Brüder ihres Oberhauptes Menno Simons aus Witmarsum in Westfriesland.

In der Hütte leuchtete ein schwaches, aber ganz stetiges Licht, als von vielen Seiten her die einsamen Wanderer darauf zukamen, in dem bald unmäßig gehäuften, bald wellenleich wieder weggetriebenen Schnee nicht ohne

Beschwer, und die hochgewachsenen Gestalten in einem langen Rock aus grauem Fries und mit breitkrepfigen Hüten schienen, wenn sie ihre langen Wanderstäbe prüfend in den Schnee stießen, um zu erforschen, wie tief er sei, durch untiefe Wasser zu wandern. Das ruhige stetige Licht in der Hütte verdankten sie nicht dem Kienspan, der sonst drinnen brannte, sondern den Unschlittkerzen, die sie selber geopfert, damit ihr Oberhaupt und Bruder sich ihres Lichtes bei Lebzeiten erfreue, ehedenn die Herrlichkeit Gottes ihn umleuchtete und wohl auch alle Finsternis und alles Ungemach zerstreute, in denen er Zeit seines Lebens im Elend der Fremde, unter den Nachstellungen von seiten der Lutherischen wie der Papisten, gelebt.

Der Kranke, der am vergangenen Tage noch viel gesprochen und denen, die bei ihm gewesen waren, Wichtiges für die Zukunft der Brüder an der Weichsel und in Livland aufgetragen hatte, war heute recht still. Er war erst dreiundsechzig Jahre alt, nur war in das Bein, das ihm nach einem Unglück jüngst gelähmt worden, der Brand gekommen und fraß sich allmählich zum Herzen hinauf. Seine Augen aber, über welche bisweilen schon dunkle Schleier hinwegzuwehen schienen, standen weit offen. Ob er das freundliche, warme Licht der Kerzen überhaupt sah und jemand von ihnen erkannte, wußten sie nicht. Einmal nur — aus einer wahren Totenstille — sagte er leise: „Ich denke vieles — wenig aber sage ich.“ Die Brüder, die bei ihm waren, wußten das nicht gleich zu deuten. Dachte er zurück an die Tage, da er Anno 1524 erst mit achtundzwanzig Jahren ein Priester der Römischen Kirche geworden war, der elf Jahre die Langeweile seiner friesischen Landpfarrei zwischen Dei-

chen und Poldern mit Trinken, Spielen und anderen Torheiten zu vertreiben gesucht hatte? Oder dachte er an den Gnadentag, da er, durch blutige Ereignisse vor seinen Augen zum Evangelium erweckt, die Taufe noch einmal empfangen hatte und erst zum Ratgeber und dann zum Oberhaupt aller Neugetauften in Friesland und später im Elend der Fremde geworden war? Oder dachte er an sein Weib und seine Kinder, die er seit der großen Entscheidung, da er „aus dem Pfaffendienst und aus dem Papsttum ausgegangen“ war, auf vielen Fluchten von Stadt zu Stadt und dann von einem Land ins andere längst verloren hatte? Oder dachte er an das, was ihm namentlich in der letzten Zeit soviel Kummernis bereitet hatte: die Uneinigkeit und Zersplitterung unter allen Täufern zwischen Schelde und Düna und zwischen Friesland, dem bernischen Emmental und Mähren, deren junges Geschlecht er mit seinem Wort nicht mehr zu bannen vermocht, so daß er, wie er erzählt, nicht fünf getroffen hatte, die des gleichen Glaubens waren? Er sprach nicht darüber. Einmal hörten sie ihn leise und wie zögernd das Gebet des Herrn beginnen und fielen mit ihren rauhen Stimmen ein, und dann schwieg er sich weiter in den stillen, kaum merklichen Tod, der ihn am folgenden Tag, dem 23. Januar im Jahre des Heils 1559, um die gleiche Stunde erlöste.

Beinahe vierhundert Jahre später, im Hungerwinter des Jahres 1945 nach dem zweiten Weltkrieg, durfte eine aus Mecklenburg vor den Russen ins Holsteinische geflüchtete Witwe, deren Mann seit der Schlacht um Stalingrad vermißt und die mit fünf Kindern allein geblieben war, sich in Fresenburg nahe Wüstenfelde von der Ver-

teilungsstelle eines Hilfswerkes ein amerikanisches Liebesgabenpaket abholen. Als sie's, von ihren Kindern umringt, in der Wohnküche der Flüchtlingsbaracke öffnete, tat sie den gedruckten Zettel, der obenauf lag, erst einmal beiseite, denn die Kinder griffen schon von allen Seiten nach dem Paketinhalt. Als sie, obschon des Englischen unkundig, ihn später zu lesen begann, prägte sich ihr nur ein, daß auf dem gedruckten Zettel groß IN THE NAME OF JESUS CHRIST stand. Da wußte sie in etwa Bescheid, denn diese beiden Worte hatte sie ja einmal selbst in ihr Leben mitbekommen, ohne daß sie für sie *das Wort* geworden waren. Aber was die Absenderadresse tief unten, in welcher die Worte „General Conference Mennonite Church“ vorkamen, zu bedeuten hatte, wußte sie schon nicht mehr. Sie machte sich auch weiter keine Gedanken und hatte nur, als sie den Paketinhalt sorgfältig sichtete, das tröstliche Gefühl: selbst unter den Siegern gebe es wohl noch Menschen mit gutem Herzen . . .

Zwei Daten, zwei geschichtliche Stationen, die uns nicht aus dem Sinn und nicht aus dem Herzen gehen dürften: 1559 mit dem Todestag des Menno Simons, des friesischen Oberhauptes der nach ihm benannten „Mennoniten“, einer heimlichen Kirche wiedertäuferisch gesinnter Christen im Zeitalter der Reformation (sein Nachname wurde schon bei seinen Lebzeiten kaum gebraucht, um nicht die Häscher und Henker auf seine Spur zu führen), und 1945, da im Namen Jesu Christi diejenigen, die der Geist immer noch nach Menno Simons rief, aus der Neuen Welt alles das in Christi Gebot zur Liebe erstatteten, was die Christenheit der Alten Welt an ihnen, den Mennoniten, jahrhundertlang versäumt. Und dazwi-

schen liegt der von beispielloser Glaubenstreue und unendlichem Leiden geheiligte Zeitraum, in dem die geistlichen Brüder und Nachfahren des Menno Simons von Lutheranern, Reformierten und Katholiken und schließlich bolschewistischen Atheisten verfolgt, gemartert, auf die grausamste Art getötet und rund um den Erdball gejagt worden sind: aus Westfriesland, ihrer Heimat, nach Ostfriesland, Emden, Oldenburg, an den Niederrhein und nach Holstein, in die Weichselniederung, nach Polen und von dort nach Ostpreußen und Livland, später nach Rußland bis ins fernste Sibirien und von dort unter Schicksalsschlägen härtester Art in die Neue Welt.

Ein geheiligter Zeitraum und ein geheiligter Weg, ja. Denn alle Gedanken, die auf dieser Welt gedacht werden, mögen relativiert werden können; niemals aber das Opfer, das der Mensch reinen Herzens seiner Offenbarung bringt. Das steht in unmittelbarer Beziehung zum Allerhöchsten, wie trübe einen anderen auch der Blick dünken mag, der die Offenbarung empfängt. Müssen wir alle da nicht mit Scham und Bestürzung an jene Art Religionsunterricht zurückdenken, in dem das ganze Zeitalter der Reformation, das tragischste in der Geschichte der Deutschen, in einem konfessionell hurrapatriotischen „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ (das gar nicht so gesagt worden ist) beinahe nur auf den Reichstag zu Worms zusammengedrängt war? Vor welcher Bühne sehr vordergründigen Geschehens hat vornehmlich die Jugend Deutschlands jahrhundertlang gesessen, ohne der bis aufs äußerste gepeinigten Gestalten einer sozialen Unruhe und einer terrorisierten Glaubenswelt zu achten, die hinter dem blendenden Scheinwerferlicht auf die Reformatoren im Vordergrund im Dunkel

des Hintergrunds als Verfolgte über die Bannmeile der Städte und die Grenzen der Länder hasteten und die nur sporadisch sichtbar wurden, wenn die Scheiterhaufen gar zu hell und zu häufig lohten, die Leiber an den Galgen in die Höhe geschichtlicher Sichtbarkeit schwebten, an der man nicht mehr vorbeisehen konnte, das Rad mit einem darauf Geflochtenen gleichsam aus der Vergangenheit zurückgerollt kam oder spektakuläre Erscheinungen am Rande, wie das in Blut ertränkte Tausendjährige Reich der Wiedertäufer von Münster, welche die Zehn Gebote aufhoben, zu voreiligen Schlüssen des Schauers auf das Ganze der heimlichen evangelischen Kirche im 16. Jahrhundert als einer Bewegung der Revolution gegen die unheilvoll rasch reaktionär erstarrenden, von Fürsten- und Staatsgewalt abhängigen protestantischen Landeskirchen geführt haben?!

Der Mensch von heute vermag sich keine Vorstellung mehr davon zu machen, was seine Vorfahren bewegte, als mit dem römisch-kirchlichen Jubeljahr 1500 das neue Jahrhundert hereinbrach. Die schweren Zeitläufte von Mißernten, Hunger und Teuerung und die Plage von immer neuen Schatzungen und Zinsen schrien damals nicht nach Subventionen und Garantien, sondern nach der Gnade Gottes; die Armut der niederen Stände nicht nach Tarifverhandlungen und einem dreizehnten Monatslohn, sondern nach göttlicher Gerechtigkeit und väterlichem Erbarmen, auf daß diese endlich in die harten Herzen der Herrschenden einkehrten; das Gefühl der Dunkelheit und Ausweglosigkeit in den Gemütern der Menschen dürstete es nicht nach irdischen Reformen und Bündnissen, sondern nach Erleuchtung von der Ewigkeit her. In einem unentwirrbaren Durcheinander von iridi-

schen und himmlischen Heilserwartungen erlebte das Geschlecht die von den Astrologen auf das Jahr 1520 vorausgesagte Reformation, die vorerst nur als Selbstreinigung der Kirche verstanden wurde. Aber die Befreiung zu einer Gewissens-Selbständigkeit, die sie sehr bald sittlich und menschlich zu bedeuten hatte, fand ebenso schnell ihr Gegenüber in einer sozialpolitisch-revolutionären Bewegung der am härtesten bedrückten Bauernschaft, und die rasch zunehmende Bindung der reformatorischen Bewegung an die dynastisch-politischen Interessen einzelner Fürsten gegen den alles bevormundenden Primat des Kaisertums ließ dann auch bald unzählige von jenen sich enttäuscht abwenden und einen Alleingang antreten, die es geistlich am innigsten mit Gottes Sache und am unerbittlichsten in einer neuen, frei auf das Ich und sein Erlebnis Gottes gestellten Lebensordnung gemeint hatten: eine ganze heimliche Kirche, bald Bruderschaften, bald Schwärmer, bald „Rottengeister“ genannt (weil in ihren Reihen die aufrührerischen Bauern sich zusammenroteten) – bald Täufer, weil diese rigorosen Christen, gestützt auf die Heilige Schrift, die Kindertaufe für sich ablehnten und forderten, daß nur der mündige Christ sich mit seiner von ihm selbst begehrten Taufe unter die Gnade und das Gericht seines Gottes zu stellen habe.

Die geistliche, taufgesinnte Bruderschaft des Menno Simons ist, wie das Lexikon sagt, „die erste Freikirche der Neuzeit“. Während das Wiedertäuferum in Deutschland seltsamerweise nur knapp zwanzig Jahre lang gewährt hat, lebt die allmählich zur „Kirche“ gewordene geistliche Bruderschaft der „täuferischen“ Mennoniten aus Friesland in ihren vielen verschiedenen Zweigen noch heute als ein lebendiges Glied in der Christenheit fort.

Schon Philipp Melanchthon war von der Echtheit dieser Bewegung überzeugt, Karlstadt schloß sich ihr an, und während Martin Luther, eben von der Wartburg gekommen, sie bereits „auf den ersten Blick höchst verdächtig“ fand, schrieb der mildere Melanchthon, nachdem er sie „angehört“: „Wunderbares ist es, was sie von sich behaupten; nämlich daß sie durch den offenkundigen Ruf Gottes gesandt sind, um zu lehren; daß sie vertrauliche Gespräche mit Gott haben; daß sie das Zukünftige sehen; kurzum, daß sie prophetische und apostolische Männer sind. Ich kann schwerlich sagen, wie sehr mich dies alles bewegt. Es sind gewichtige Gründe, die mich treiben, diese Leute nicht zu verachten, denn daß sie vom Geist erfüllt sind, liegt durch viele Beweise zutage . . .“

Alles aber, was mystische Evokation in ihnen selbst war oder gewesen war, verrieten die Reformatoren gegenüber diesen „Propheten und Aposteln“: Zwingli ohne recht ersichtlichen tieferen Grund in der Schweiz, als er sie im Zürichsee ertränken ließ, Martin Luther mit dem Instinkt des konservativen Fürstendieners in Deutschland, und Calvin, als er sich im Exil in Straßburg erst mit der Bruderschaft einließ und ihr dann im Unglück der Verfolgung durch Lutherische und Päpstliche den Rücken zukehrte, als konnte er sie nicht. Der Verrat aber bestand nicht nur darin, daß die Väter der Reformation diese ungebetenen geistlichen Söhne verleugneten und daß sie ihnen als „Schriftgelehrte“ antworteten, wo man die Propheten in ihnen gefragt hatte. Viel schwerer wiegt, daß sie, ohne sich die Mühe der Unterscheidung zwischen vornehmlich sozial bedingter Unruhe und religiöser Erweckung zu machen, die weltliche Strafe von Feuer und Schwert und Rad für jene forderten, die in

ihnen und ihrem reformatorischen Werk einmal das Morgenrot der evangelischen Freiheit erblickt hatten.

Dabei wird sich nicht einmal sehr schwer entscheiden lassen, wie groß der Dienst war, den das Täuferium den Reformatoren geleistet hat. Die Auflösung der alten katholischen Ordnung im Norden Europas, einbeschlossen Bildersturm und Säkularisation der Klöster, ist mehr ihr Predigerwerk an Ort und Stelle als das des Wortes aus Wittenberg, obschon Martin Luther sich rühmte, „wenn er geschlafen oder wenn er wittenbergisch Bier mit seinem Philippo Melancthon getrunken habe, da habe das Wort Gottes dem Papsttum soviel getan, als ihm noch nie ein Fürst oder Kaiser soviel abgebrochen habe“.

Ist aber dieses mächtige WORT nicht verkündet und aus den Kirchen über die endlosen Straßen der Verfolgung in die Häuser getragen worden durch eben jene, wider die als „Aufruhmacher“ Luther sich laut und gewalttätig und mit der Autorität des „Vaters der Reformation“ äußerte und die er zum Tod durch Feuer und Schwert verurteilen ließ?

Seine Kaltherzigkeit gab den extremistisch gesonnenen, sozialrevolutionären Kräften des Wiedertäuferiums Vollmacht und Mut, ihre Ideen von einem theokratischen Staat mit gewaltsamen Mitteln zu verwirklichen. Andererseits festigte sie von Anfang an jenes Bündnis zwischen der protestantischen Kirche und dem Staat, an dem der Protestantismus, auf lange Sicht gesehen, in seiner Sicherheit sein Verderben entgegennahm, während für die Täufer in einem kaum verschleierten Dualismus „der Staat keinen christlichen Charakter trug; sie glaubten vielmehr, er gehöre mit der ganzen übrigen Welt dem Reich der Finsternis an. Wahre Christen bedurften kei-

ner Obrigkeit . . . Die beiden Reiche standen schon jetzt einander feindlich gegenüber; kein Zweifel, wer den Sieg davontragen würde.“ In einer unvollkommenen Welt und einem unvollkommenen Staat konnte ein Täufer sich niemals heimisch fühlen. Er konnte es nur mit dem Ausweg der Gewaltlosigkeit und einer Art passivem Bürgertum halten, indem er den Waffendienst, den Eid und den Staatsdienst verweigerte. Sein Traum blieb immer die Theokratie, der Gottesstaat. Die Masse der Täufer, nicht ihr sozialrevolutionärer Flügel, dessen Exzesse man verdächtig gern der Mehrheit anrechnet, wurde ein Element der Frömmigkeit, ohne das man sich — wie in den Ausstrahlungen der Windheimer Bruderschaften vom Gemeinsamen Leben in alle Welt — die innigsten und schönsten Züge des auf die Familie gegründeten, aber gegenüber dem Staate stets abweisend gesonnenen evangelischen Gemeinwesens in der Geschichte gar nicht vorstellen kann.

Das göttliche Wort war ihnen in Luthers Sinn anvertraut, - zum „Erleben“ aus dem Heiligen Geist, aus dem sein Reformationswerk gewirkt zu haben Luther sich selbst anheischig gemacht hatte: aus der persönlichen Begegnung mit Gott, ohne institutional-hierarchisch bedingtes priesterliches Mittlertum. Doch als die Täufer sich vor Luther auf eben dieses Recht beriefen, das der Reformator gegen seine Widersacher für sich selbst in Anspruch genommen hatte, da verlangte er mit einemmal, daß sie ihren Glauben nicht aus persönlicher Heilsfindung und Prophetie, sondern nach den Regeln der Scholastik beweisen sollten, die ihm, dem einstigen Augustiner-Mönch, natürlich vertraut war. Die Autorität, die an die Stelle der von ihm selbst zerstörten Glaubens-

einheit der Kirche treten sollte, war nun das Dogma von der absoluten Gültigkeit der Schrift. Aber die Schrift sollte nun nicht nach der Erkenntnis dessen ausgelegt werden, dem sie personal zur Richtschnur geworden war, sondern nach einer approbierten Norm der „Schriftgelehrten“ . . . Hier war das Werk der Reformation innerlich am Ende, und wenn es denn nicht die römische Kirche der apostolischen Sukzession sein sollte, — auf den Wegen der Verfolgung, welche die Täufer mit einem alle Christenheit beschämenden Blutzoll auf sich nahmen, trugen sie vieles von dem Schatz des evangelischen Heils reiner und ungeschmälerter fort, als die landesherrlich genehmigte Kirche der protestantischen Fürsten es je hätte überliefern können.

Flugplatz Idiofa

Die Evangelisation des Paulus
und die Mission von heute

Der unter der Sonne des Kongo glühende Flugplatz von Idiofa war die letzte Zuflucht geworden, die sie in ihrem Leben gefunden hatten, seitdem auch die kleine Stadt, deren niedrige, wie vom Sand eingewehte Umrisse sich im Wabern der Hitze kaum erkennen ließen, von den Rebellen erobert worden war. Welchen Rebellen, unter welchem Kommando, welcher politischen Richtung, mit welcher Unterstützung von außen her, war niemandem mit Sicherheit klar, denn sie hatten keinen einzigen Gefangenen gemacht, den sie hätten verhören können, sondern waren nur von allen Seiten her, aus der Stadt, auf Straßen und mühselig mitten durch den Busch, nicht selten zur eigenen größten Überraschung für einander, hier zusammengetroffen. Der Flugplatz, der leer, mit zwei primitiven, vor Hitze glühenden Hangars wie eine aus dem Busch ringsherum gerodete Insel im Sonnenglast lag und so trügerisch gefahrlos schien, weil niemand die Waffen sehen konnte, die von allen Seiten auf ihn gerichtet waren, — dieser Flugplatz war ihre letzte Welt oder jedenfalls der Ort, wo die große Welt, wenn sie etwas von ihnen wissen und sie suchen und zu sich heimholen wollte, sie finden konnte. Dazu funkte der eingeborene Funker von seiner Wellblechbude neben dem Kommandoturm, auf dem niemand sich zeigen konnte, ohne sofort von Scharfschützen mit eingestelltem Zielfernrohr beschossen zu werden, beinahe pausenlos mit Stanleyville und Leopoldville, und der letzte Treibstoff für seinen Dynamo verrann ebenso unerbittlich, wie seine Hilferufe an die Provinz- und an die Zentralregierung bis eben erfolglos geblieben waren. Denn irgendwo in der Ferne, wo man „mit Spannung an ihrem Schicksal teilnahm“, wie es später hieß, war man sich noch

nicht klar, wer kompetent sei, sie aus den Händen der Rebellen zu retten: die Streitkräfte der Zentralregierung oder die der Provinzregierung, die Helikopter oder Flugzeuge der UNO-Sicherheitskräfte oder Chartermaschinen des Roten Kreuzes oder provisorische Einsatzmaschinen jener Staaten, deren Mitbürger die meisten von ihnen waren: Engländer, Iren, Amerikaner, Holländer, Franzosen, — alles Missionare aller möglichen Konfessionen oder Ordensfrauen, die auf den bei der Flucht nach Idiofa verlassenen Missionsstationen gearbeitet hatten, und . . . Ja, da war noch Monsignore Isia, der Bischof! War der als Kind dieses Landes nicht Kongolese? Gewiß, er hatte nur in Löwen studiert und war dort zum Priester geweiht und später als Bischof dieser Diözese inthronisiert worden. Doch er war Kongolese: ein kleiner, feingliedriger Mann mit einem immer wie zaghaft wirkenden Gewohnheitslächeln, das ihm so unerlässlich für sein Amt zu sein schien wie die weiße Soutane, und einem milden Blick hinter der nickelgefaßten Brille. Und die andern? Natürlich gab es außer den weißen Missionaren und Ordensschwestern noch andere. Jede Gruppe, die sich bis zum Flugplatz von Idiofa mehr durchgeirrt als durchgeschlagen, hatte ein kleines Gefolge von jenen mitgebracht, die bei ihnen auf den Stationen gearbeitet hatten oder gerade gehfähig im Missionsspital gewesen waren. Nur hatte hier, in der glühenden Hitze unter den Dächern der beiden leeren Hangars, die meisten von ihnen ein Fieber wieder eingeholt, und sie lagen, mit geschlossenen Augen vor sich hindämmernd oder mit weit aufgerissenen Pupillen in wirren, wilden Phantasien, so nahe den breiten Rolltüren wie möglich, ohne zu bedenken, daß man auf sie schießen

könnte, und redeten von Wasser und Rettung. Die Ordensschwwestern pflegten sie, die Missionare gaben ihnen die letzten Medikamente, die sie zu sich hatten stecken können, und geistlichen Zuspruch (keiner wußte mitunter so recht, wes Glaubens der war, den er tröstete, sie redeten zu allen von dem Einen), und der Bischof, Monsignore Isia, segnete, bevor die Dunkelheit hereinbrach, sie alle und ihre Hoffnung.

Und der Funker funkte . . . Die Missionare: Iren, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Holländer, Katholische, Hochkirchliche, Baptisten, Methodisten, Lutheraner, Reformierte, gingen mit dem letzten geistlichen Zuspruch auf den Lippen in seine Hütte neben dem asthmatischen Benzinmotor, der die Batterien speiste, und fragten, wann die versprochenen Maschinen kämen . . . und horchten zugleich in den Busch, mit was für Waffen da geschossen würde. Das Schlimmste waren die Minenwerfer, die beinahe lautlos blieben, bis sie ihre Ernte an Toten und Verwundeten hielten. Gott mochte wissen, welche Macht der Vereinten Nationen die geliefert hatte! Von den fiebernden Schwarzen in der ersten Reihe am Eingang des Hangars nahm es jedesmal eine ganze Reihe mit. Dann wurde aus der zweiten Reihe die erste, aus der dritten, der vierten . . . Gierig nach Luft und Kühle, die sich in der Nacht zu eisiger Kälte verwandelte, rückte der ineinander verwühlte Haufen der Kranken in den Tod nach. Und Monsignore Isia, mit seinem zaghaften Lächeln jeden Tag zaghafter das Innere des Hangars betrachtend, der wohl auch seiner Einsicht immer leerer erscheinen mochte, segnete sie alle.

Am vierten Tage, als beinahe die letzte Gallone Brennstoff für den Motor aufgebraucht und der letzte Gurt

Munition bei den vorgeschobenen Wachen verschossen war, kam die Rettung. Mit wie Libellenflügel gleißenden Propellern kamen die Helikopter und warfen, bevor sie zur Landung ansetzten, noch ein paar Napalmbomben rund um den Platz ab, deren Rauchschwaden zäh im Busch kleben blieben, die hitzeschwere Luft verpesteten, aber die Sicht auf den Flugplatz behinderten.

„Hier ist keinerlei Arbeit mehr möglich“, sagten die Missionare mit oder ohne Kollare und packten ihre kleinen Bündel. Die Ordensschwwestern taten es ihnen nach.

„Die schneiden einem mit ihrem Buschmesser die Kehle durch, bevor man ihnen überhaupt hat sagen können, daß man ihnen ja doch nur den Frieden bringen will.“

„Ja, und hacken einem die Hände ab, mit denen man für ihre Seligkeit beten will“, sagte eine uralte, in selbstlosem Dienst verzehrte Schwester mit drolliger Verständnislosigkeit. „Hoffentlich tun sie unseren Kranken nichts. Sie müßten doch sehen, daß . . .“

Monsignore Isia, als der Ranghöchste in der geistlichen Hierarchie, wurde gebeten, als erster einen der Helikopter zu besteigen, aber er lehnte das mit der Begründung ab, ein Kapitän verlasse immer als letzter ein sinkendes Schiff. Es wurde ausgerechnet, wieviele Plätze und wieviele Anwärter darauf es gab. Alle Missionare ließen sich gut verteilen. Auch für die jetzt zurückgezogenen farbigen Wachtposten, die, wenn sie den Rebellen in die Hände fielen, das fürchterlichste Los zu erwarten hatten und die eben förmlich mutwillig ihren letzten Patronengurt in den verqualmten Busch leergeschossen hatten, war Platz. Monsignore Isia, als Kapitän des sinkenden Schiffes, konnte getrost einsteigen. Sein Gepäck bestand ohnehin aus nicht viel mehr als einem feldpriesterlichen Meß-

koffer. Aber Monsignore Isia, die großen, schwarzen Napalmwolken betrachtend, die sich jetzt rasch in dichten Schwaden über den Flugplatz zu wälzen begannen und in denen er selbst schon wenige Augenblicke später wie ein kleiner, verflogener weißer Engel stand, winkte zaghaft lächelnd und abwehrend, ließ sich von niemandem überreden, bat nur, Grüße auszurichten und seiner im Gebet — gleich, welcher Konfession — zu gedenken, und ging dann, allem nutzlosen Gerede ein Ende bereitend, auf den nächsten Hangar mit den Kranken zu, wo ihn eine kniefällig erhobene Schar erwartete, die, Schaum vor den Lippen und mit verdrehten Augen, wild durcheinander von Engeln redete, die sich zur Rettung aus der Luft herniedergelassen hätten, wie damals, als der Sohn Gottes auf die Welt gekommen war zu den Ärmsten der Armen. Wie sie geleuchtet hätten, wie die Flügel geblitzt! Und das Brausen! So laut! Das himmlische Brausen . . . !

Der Bischof lächelte begütigend, setzte sich mitten unter sie und begann die Allerheiligenlitanei und danach die sieben Bußpsalmen zu beten. Erst ganz spät merkte er, daß der Eingang zum Hangar sich vom Rauch und einer Menschenwand der Rebellenkrieger verfinsterte, und zeichnete mit einem *Benedicat vos!* ein Kreuz über seine Herde. Und danach hat die Welt, die ganze, große Welt, nichts mehr von ihm vernommen.

„... Da tun Sie unrecht“, sagte mein geistliches Gegenüber, dem ich die Ereignisse auf dem Flugplatz von Idiofa, soweit ich sie eben hier geschildert habe, erzählte. „Sie glorifizieren den katholischen schwarzen Bischof, der als sicheres Opfer bei seiner — Ihrer Schilderung

nach vielleicht doch noch in sehr magisch-heidnischen Vorstellungen befangenen — christlichen Herde bleibt, bis zum so gut wie sicheren Tod, und setzen alle anderen Missionare, welcher Konfession auch immer, ins Unrecht. Nach dem Gesetz einer geistigen und geistlichen Ökonomie, wie es auch für Missionare und Missionen gilt, waren die mit Recht der Ansicht, daß es einfach unsinnig sei, dort bleiben und wirken zu wollen, wo einem, noch bevor man das Wort vom Frieden predigen konnte, die Kehle durchgeschnitten wurde. Kein Ordensoberer der katholischen Kirche und keine Missionsgesellschaft anderer Konfessionen können ihren Missionaren das Martyrium zur Pflicht machen!“

„Aber was ist dann Mission?“ fragte ich.

„Mission? Was das Wort meint: Aussendung — um das Gebot Christi zu erfüllen, das Sie bei Matthäus im achtundzwanzigsten finden: ‚Gehet hin und lehret alle Völker...‘“

„Aber in diesem Zeitalter, da das Radio in missionarischen Mammutstationen über alle Sprachen und Dialekte das Evangelium bis in die letzte Hütte zu übertragen beginnt...?“

„Ja. Denn es steht auch geschrieben: ‚Und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich befohlen habe...‘ Ferntaufen, das hat es noch nicht gegeben. Außerdem darf man nicht vergessen, daß jede christliche Mission nicht nur in jedem Erdteil, sondern in jedem Land und Volk, ja schon in jedem Volksstamm ihre eigene Gesetzlichkeit hat. Mission ist nicht nur so verschieden, wie Rassen oder Völker sind. Mission ist das Differenzierteste für das Eine oder den Einen... Aber

ich glaube längst, Sie machen sich etwas dümmer, als Sie sind.“

„Ohne daß ich ein Rabulist sein möchte“, erwiderte ich: „aber in Fragen des Christentums geht es nach keinem Maßstab der Klugheit, sondern nur der Treue zum Wort. In der Kirche ist man klug; im Evangelium ist Torheit. Der Auftrag zur Mission, den Christus selbst gegeben hat, hat zahllose Aspekte, die sich fortwährend ändern, und nicht zuletzt in unserem Zeitalter, da aus alten Kolonialreichen fortwährend neue Staaten mit niederschmetternd illegitimen Ressentiments gegen den kommunistisch interpretierten „Kolonialismus“ entstehen und die Mission mit allen ihren sozialen Institutionen eigentlich nur hoffen kann, selbst mit dem Makel der weißen Rasse und den geschichtlichen Sünden der Vergangenheit in den Staatsdienst übernommen zu werden, — bis man vielleicht ihrer sozialen Kapazität nicht mehr bedarf oder bis man die Unverfrorenheit zur Enteignung gefunden hat.“

„In gewissem Sinne steht die Christenheit heute wieder dort, wo die ersten Christen bald nach dem Tod und der Auferstehung ihres Herrn beim ersten aller Konzile, dem sogenannten Apostel-Konzil, standen, damals, als es zwischen Petrus und Paulus, die sich „ins Angesicht widerstanden“, darum ging: Evangelisation für den neuen König der Juden des Neuen Bundes nur unter dem auserwählten Volk, dem er entsprossen war, oder Mission auch unter den Heiden in aller Welt?“

„Lehret alle Völker! Von Juden allein ist da nichts gesagt. Und es war ja schließlich auch Paulus zu danken, daß es nicht bei einer Evangelisation des Judentums blieb, wie Petrus das wollte, sondern daß Mission von

Anfang an zur Weltmission und daß das Christentum zur Weltreligion wurde. „ . . . Und taufte sie auf den Namen . . . ‘ Daran kommt keiner vorbei. Es geht nicht um die Nachholung der jüdischen Beschneidung, die Petrus verlangte. Es geht um die Taufe. Eine Lehre kann mit den Mitteln der Zeit verbreitet werden: erst durch leibhaftiges Zeugnis, Rede; dann durch Schrift; dann durch Druck; am Ende durch Rundfunk und Fernsehen, durch Devotionalien, Musik, durch alles, darin sich der Geist ‚ausspricht‘. Aber die Taufe: das Sakrament! Allein um dessentwillen ist, wenn man das Christentum und seine Mission nicht als einen Zweig humanistisch gemeinter ‚Entwicklungshilfe‘ sehen will, Mission nie überflüssig. Im Gegenteil: ich möchte meinen, es wäre besser, alle die von Funktionären kenntnislos und unsinnig verschleuderten Millionen und Milliarden der ‚alten‘ Welt den Missionen zu übergeben. Sie wüßten besser, was damit anfangen, als die ideologischen Funktionäre. Ich fürchte nur, der Glaube an das Sakrament ist bei den Völkern, die es wie Tisch und Stuhl selbstverständlich bei sich haben, nicht stark und nicht lebendig genug. Deshalb auch haben die Funktionäre so leicht siegen.“

„Einverstanden. Aber der kleine, zaghaft lächelnde Bischof, einem (in unseren Augen) so ‚jungen‘ Volk er angehörte, hatte recht. Das Christentum, so alt und so jung zugleich es in jedem neu Glaubenden ist, konnte und kann nie aus seiner Schuld gegenüber der Geschichte und in der Geschichte heraus: daß es in den Grenzen des allgemein Menschlichen ein Menschenunmögliches verlangt, das nur un- und übermenschlich zu leisten ist. Das ist seine Tragik, die man von den Zeiten der Antike her gern vergessen gemacht hat, weil es von so vielen seiner

Hierarchen in eine falsch verstandene Konkurrenz mit den materialistischen Lehren irdischer Glückseligkeit und in Leistungsparallelen zu atheistischen Heilslehren gesetzt wird, ‚damit wir wettbewerbfähig bleiben und etwas zu bieten haben‘.

Es gibt wohl nur eine Theologie, die noch überzeugt, und das ist die Theologie des Martyriums oder, sagen wir, des persönlichen Beispiels. Gedacht und geredet worden ist genug. Schneidet man dem, der bewußt Missionar geworden ist, die Kehle durch, bevor er den letzten Gruß des Auferstandenen hat sagen können: Friede sei mit euch! – er soll ihn wenigstens für alle wünschen, so wie Stephanus mit seinem letzten Atem schrie: ‚Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!‘ Die Welt, die man äußerlich in mehr als Sitte und Sittlichkeit und innerlich im Geheimnis der Gotteserfahrung sakramental ausbreiten will, muß man zuvor selbst in sich haben.“